Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 22. Bromberg, den 26. Januar 1929.

Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

21. Fortsetzung.)

„Also — Sandkuhl — trautstes Mannchen!" sagte Juel Wisselinck halblaut, zwischen den Zähnen, zu dem wilden, ostpreußischen Landwirtschaftsscholar. Du reitest jetzt über Oberweimar herum und wartest auf mich mit einem Handpferd südlich der Jenaer Straße. Ich laufe unterwegs zu Fuß nach dem Webbicht voraus und beziehe dort meinen Ansitz! Der Bonaparte muß auf zehn Schritte an mir vorbeipassieren . . ."

„. . . Wenn er nicht Lunte riecht und den Umweg über Tiefurt macht!" sagte der Baron Münchhoff, Stabskapitän im ehemaligen landgräflich hessischen Infanterieregiment von Hanstein in Marburg, jetzt durch den König von Westfalen aus Garnison und Vaterland vertrieben und im Jenaer Burschenrock wie die übrigen.

„Deswegen wirst du, Baron, nördlich von der Tiefurter Straße, auf der Höhe vor Klein-Cromsdorf, unsere andern beiden Rosse bereit halten und Tiedeckes Flucht decken, der auf dieser Seite des Webbicht, an dem schmalen Landweg, sich mit seinem Mousqueton placiert!"

„Zu Befehl!" sprach hart und dienstlich der fanatische junge Leutnant Tiedecke von der preußischen reitenden Artillerie, jetzt auch in abgerissenem Studentenhabit. „Aber mir sagt schon eine Ahnung: Du wirst Schützenkönig, Juel!"

„Wolle es Gott, daß ich den Meisterschuß tu' und den Geier von der Stange hol'!"

Juel Wisselinck griff flüchtig mit der Hand an die Schnüre seines schlottrig-weiten, schwarzen Leibrocks. Eine Sekunde zeichnete sich unter den Fidibus-Brandlöchern und Schnupftabakflecken der kurze Kolben eines Reiterkarabiners ab. „Vielleicht steckt diesmal in dem Rohr die Freikugel für Deutschland! Auf Wiedersehen, Brüder! Wenn's sein muß, vor dem Sandhaufen! Ich pirsche mich jetzt nach dem Webbicht!"

Der lange, blonde Jenenser Renommist eilte allein, mit sporenklirrenden Schritten seiner Kanonenstiefel, durch die Abendschatten des Waldes von Weimar dahin. Er ließ die Kegelbrücke über dem Forellengewimmel der Ilm hinter sich. Er blickte in der menschenleeren Stille des Parks auf seine an doppelter Stahlkette um den Hals geschlungene Tombakuhr und lief noch schneller. In seinem Ohr hämmerte das Blut und täuschte ihm leise Laute hinter ihm vor: das Wehen eines Kleides, hastige Atemzüge. Er schaute sich nicht um. Aber da war plötzlich neben ihm der hochgegürtete, weiße Schatten einer jungen Frau — eine erstickte, nach Luft ringende Stimme:

„Langsamer, Juel . . ."

„Ich bin leider pressiert!"

„Ich komm' nicht mit!"

„Ich hab' Euer Hoheit nicht gerufen!"

„Juel — um Himmels willen — wohin?"

„Apage, Satanas!" schrie der Kandidat Wisselinck und brauchte seine Beine.

„Ich bin nit der Gottseibeiuns! Sie sind auf dem Weg zum Bösen!"

„Heut' treff' ich den Bösen! Und treff' ihn gut!"

„Juel . . . Ich schrei' die Leut' zusamme . . ."

„Es hört Sie niemand außer ein paar Käuzchen!" Der Kandidat Wisselinck stürmte weiter. „Es ist alles drinnen in Weimar und wartet auf Napoleon . . ."

„Juel . . ."

„. . . aber ob er kommen wird . . ."

„Juel . . . haben Sie Erbarmen . . ."

„Was tun Sie hier, Eliza? Eine so hohe Dame allein im dunklen Wald, ohne Ihre Livree und Ihr Gefolge . . .?"

„Juel — ich lauf' mit gerungenen Händen neben Ihnen her . . ."

„Kehren Sie nach Weimar zurück, Hoheit, zu den anderen Napoleonspriestern und Napoleonspriesterinnen! Aber ein Blitz vom Himmel wird in Euer Babel schlagen . ."

„Wenn Sie mich je ein bißchen geliebt haben, Juel . . ."

„Die Kronen werden kollern! Die Fürstenhüte werden billig wie sauer Bier! Mit den Marschallstäben werden die alten Weiber Bettelsuppe kochen! . . . Heute nacht bläst ein Sturm durch Deutschland . . ."

„Juel — mich werde Sie nit los! . . . Ich kleb' an Ihrer Seite wie eine Wanz' . . ."

„Hei — sehen Sie die apokalyptischen Reiter am Himmel? Weh dem Tier mit sieben Hörnern . . ."

„. . . ich rett' Ihr besseres Selbst! Ich lass' nit los, bis Sie retour kommen!"

„Genug, Eliza!" Juel Wisselinck schleifte im Sturmmarsch die an seinen Arm gehängte Fürstin Praunheim mit sich. Sie stürzte halb auf die Knie. Sie sträubte sich verzweifelt gegen seine Kraft. „Die Nacht ist kalt, Sie werden sich enrhümieren, Hoheit!"

„Juel — Sie hebe die Welt aus den Angeln . . ."

„Höchste Zeit! . . . Die Welt stinkt vor Fäulnis . . ."

„Es ist Ihr Tod . . ."

„. . . und der eines anderen . . ."

„Denken Sie denn gar nicht an mich?"

„Ich darf an nichts denken! Ich muß nur handeln! Eliza . . . zwischen den Bäumen sehen Sie drüben die Lichter von Weimar! Sie können den Weg nicht verfehlen! Lassen Sie mich jetzt allein!"

„Ich weich' und wank' nit von der Stell'!"

„. . . was ich vorhab', duldet keine Zeugen!"

„Ein Verbrechen haben Sie vor . . ."

„Es gibt heilige Verbrechen!"

„Einen Mord!"

„Es gibt erhabene Mordtaten!"

„Aber vor Ihnen steht ein verzweifeltes, patriotisches Frauenzimmer, das den Frevel an der Menschheit hindern wird . . ."

„Ich hab' schon zu viel Zeit durch Sie verloren, Eliza!" Juel Wisselinck hatte haltgemacht. „Die Zeit drängt! Er ist längst von Apolda her unterwegs . . . Er rollt schon durch die Nacht seinem Schicksal zu!"

„Wenn ich nit wär!"

„Gott befohlen, Eliza!"

„Ich lauf' dem Kaiser auf der Landstraße entgegen!"

„Sie kommen längst zu spät an den Webbicht!" sagte der Kandidat Wisselinck beinahe mitleidig. „Dazu braucht's andere Beine!"

Er beugte sich zu ihr nieder. Er schlang den Arm um sie. Er preßte sie an sich. Er drückte ihr, ehe sich die Rheinbundfürstin zu Praunheim-Kestrich-Krähenstein dessen versah, stumm einen langen, leidenschaftlichen Abschiedskuß auf die Lippen. Gleich darauf krachte das Unterholz zwischen den hohen Bäumen unter seinen federnden Sprüngen. So brach, oben in seiner Heimat an der Bernsteinküste, der gescheuchte Elch mit Schaufeln und Läufen durch den Ibenhorster Urwald, daß die Erlen splitterten und das Sumpfwasser mannshoch aufspritzte. Der Ostpreuße wußte: Auf

dieser Fahrt konnte ihm kein Mann folgen — geschweige denn eine modische Dame in einem Hauch von Musseline, einem Spinnweb von Perserschal, zwei seidendünnen Bänderschuhen. Nach ein paar Minuten drehte er, immer im Rennen, den Kopf über die Schulter. Hinter ihm graute leer und lautlos das Abenddämmern. Der weiße Schatten war hilflos darin verschwunden . . .

Weiter — weiter — im Trab! Nun langsamer . . ., nah' am Ziel . . . Am Ziel heißt's zielen, wie einst der Tell — im Drama des seligen Professors von Schiller in Jena — auf den Landvogt! Dazu brauchts kalt Blut . . . kalt Blut wie daheim beim Anstand auf den roten Bock! Der Karabiner schießt, auf einen Steinwurf Entfernung, volles Korn. Man muß das Korn scharf auf das rote Bändchen am Kreuz der Schandlegion einstellen. Den blutigen Zipfel trägt das Ungeheuer an der Stelle, wo bei Menschen das Herz schlägt . . .

Die Dämmerluft ist still . . . Reiser krachen unter dem Fuß . . . pst . . . pst . . . leise in den Wald hinein. Dein Name wird noch klingen, Webbichtwald, wie die hohle Gasse von Küßnacht, solange deutsche Menschen leben . . . Dort hoppelt ein Hase . . . Jagt nur Hasen, wo Preußen starben. . . . Gott läßt sich nicht spotten . . .

Der Wald wird dichter . . . dichter . . . nur die Richtung nicht verlieren . . . dort ist die Jenaer Straße . . . und da . . . zehn Schritt vor ihr der Schlupfwinkel hinter der sturmentwurzelten Tanne, auf dem einst der marmorne Gedenkstein sich erheben wird: „Hier zerbrach die Gottesgeißel durch eine Hand aus Preußenland!“ . . . Fragt nicht nach einem Namen . . . Er war nur Einer unter Vielen . . . Was die Vielen gedacht und geredet haben, das hat er, der Eine, getan . . .

Das Wurzelloch der Tanne bietet schützenden Raum für einen geduckten Mann. Das Feuerrohr ruht fest auf dem rauh-borstigen gestürzten Stamm. Schmal wie eine Schießscharte läuft durch das braunverdorrte Fächergezweige ihrer Äste ein freier Ausblick mitten auf die Straße. Man wird beim Schuß reichlich vorhalten müssen! Gut halb so weit wie auf einen Hasen. Der Kaiser hat nie Zeit. Er fährt immer schnell wie der Teufel . . . Er ist der Teufel . . .

Noch einmal Hahn und Pfanne geprüft . . . das Pulver trocken . . . Pfropfen und Kugel im Lauf . . . der Karabiner ist gut . . . der Schütze auch . . . Vater im Himmel . . . Vergib uns unsere Schuld . . . Ich kann nicht anders, Eliza . . . . .

Räderrollen . . . näher und näher durch die Abendschatten. Das Rasseln von vielen Fuhrwerken . . . der Hufschlag von Hunderten von trabenden Gäulen . . . der dumpfe Galopp der Spitzenreiter und Garden zu Pferd. Auf der Straße, fern im Zwielicht, ein undeutliches Gegleite zwischen den Bäumen, eine endlose Reihe von Karossen . . . wehende Federbüsche der Leibjäger neben dem Kutscher . . . Europa kommt . . . die Marschälle . . . die Minister . . . die Fürsten . . . die Könige . . . der Zar . . . der Kaiser . . .

Der Kaiser nicht zuerst . . .! Natürlich hat er wieder, den Fuß schon auf dem Trittbrett, irgendwelche europäischen Kleinigkeiten erledigt: die preußischen Kontributionen . . . Hinrichtungen in Saragossa . . . den allerneuesten Krieg zwischen Dänemark und Schweden . . . Er ließ seinen Gästen und Vasallen die Vorfahrt. Er jagt dann doch unterwegs in Ungeduld an ihnen vorbei. Ob der Zar am Ende neben Bonaparte sitzen wird . . .? Man kann dem Zaren nicht helfen! Auch er hat Preußen verraten . . . auf dem Pavillon über der Memel, vor Tilsit, unter vier Augen mit dem Kaiser der Franzosen, während der König von Preußen draußen am Ufer, einsam, verlassen, im Regen auf und ab ritt . . .

Auf der Straße draußen der Vortrab von Europa. Kleines Rheinbundvolk rollt in den offenen Wagen vorbei — wichtig gebläht — Boviste unter Napoleons Sonne und Regen . . . inwendig schwarzer Staub und Moder . . . Wer kennt sie — diese Fürstlein zu Schock und Haufen mit dem Stern der Ehrenlegion — krankhaft gequollen, wie die Natter nach dem Fraß, von den verschluckten Gebietsbrocken ihrer reichsständischen Vettern und Nachbarn? Nur einer von ihnen — du da — lebst als Spottbild auf den Jahrmärkten und in den Gassenhauern der Handwerksburschen: — du Affe Napoleons — närrischer Herzog von Köthen mit deiner peinlich genauen Nachbildung des gewaltigen französischen Kaiserreichs in deinem Zaunkönigtum — mit Ministerien, Präfekten, Staatsräten, Kantonen . . .

Und du da — schwarzwolliger, verbummelter Mittelmeerkopf — so fährst du sonst durch deine Hauptstadt Kassel und zerpflückst die Bittschriften, die Greise und Witwen dir in den Wagen werfen, zum Spaß vor ihren Augen zwischen den Fingern und läßt die Schnitzel im Winde flattern . . . Morgen wieder lustick, König Jérôme . . .? Auf Lachen kommt Weinen . . .

Da — der Leibgarde-Konvoi — wilde, vollbärtige Kerle in Zobelmützen und Scharlachröcken, krumme Säbel an der Seite, Pistolenkolben rechts und links aus den Brustschlitzen — die Kosaken des Zaren . . . Der Zar selber . . . Er fährt nicht mit Napoleon . . . er sitzt da mit einem Großfürsten . . . ein schöner Mann . . . zwei schmale Bartstreifen von den Ohren ab bis zur halben Wange um die asiatisch unstäten, ritterlichen Züge, den schmalen, vielbeweglichen Mund . . . Seltsam, das Napoleon nicht dem Ehrengast den Ehrenplatz zur Rechten in seinem eigenen Wagen anwies . . .

Großherzöge . . . Soldaten von Fortüne . . . Herzöge . . . Fürsten als Feldherren . . . Fürsten als Landesväter . . . da — halb Mars, halb Theaterheld — sechs Fuß lang, mit schwarzem Schnurrbart und feurigen Augen, den Männern gefährlich wie den Frauen der Gatte Elizas — der kaiserlich-französische Brigadier der Kavallerie und Rheinbundsouverän, Fürst Viktor zu Braunheim-Kestrich . . .

Nach den Kleinen die Großen! Da naht ein König, den kennt jedes Kind in deutschen Landen . . . Friedrich von Württemberg . . . schlaff, lüstern, grausam und verschlagen, du Verhaßtester aller Despoten . . . du Pascha über den Schwaben . . .

Der Kaiser — wo bleibt der Kaiser? . . . Da! . . . Nein . . . Karl Friedrich von Baden, du Gerechter! Du weißer Rabe im Rheinbund . . . Nun muß Napoleon kommen . . . Verdammt . . . wieder ein König . . . die Könige wollen nicht enden . . . Friedrich August von Sachsen — du Allergetreuester der Napoleonstreuen . . . Fliegst du als Sturmvogel deinem Herrn und Meister voraus . . .?

Jetzt . . . jetzt . . . der Kandidat Wisselinck wurde ehern ruhig. Seine Augen kniffen sich in einem glühenden, stahlblauen Blinzeln, suchten in der Kimme das Korn der Donnerbüchse. Willkommen, ihr dämonischen Hanswürste vom Nil. Ihr teufelsbraun gebrannten Turbanfratzen mitten in Thüringen — Willkommen, ihr Mamelucken! Wo ihr seid, ist er nicht fern! . . . Jetzt wird ein Blitz und Donner durch Europa gehen . . . alle Glocken vom Ebro bis zur Wolga rühren ihre Klöppel . . . heizt die Hölle! . . . Heizt sie gut. . . . Er fährt zur Hölle nieder . . . Er kommt . . .

Roßschweife der Hundertgarden im Galopp — Elite-Gendarmen . . . der Großstallmeister . . . acht Isabellen, aus dem Sattel gelenkt . . . goldgrüne Lakaien . . . Im offenen Wagen, gedunsen — trägdämmernd — der kleine grüne Mann. Der Zeigefinger des Kandidaten Wisselinck legte sich an die Feder des Hahns . . . und krümmte sich nicht . . . und sein Antlitz versteinerte sich vor Schrecken . . .

Der kleine grüne Mann ist nicht allein. Er hat nicht den Selbstherrscher der Reußen neben sich gebeten. Nicht den ersten, besten Rheinbundkönig. Ihm schwant: Von irgendwelchen unsichtbaren preußischen Schwarmgeistern droht ihm Gefahr. Er kennt einen Kugelfang für diese preußischen Patrioten: Er würdigt den Bruder des Königs von Preußen der Ehre seiner Gesellschaft auf der Heimfahrt — scheinbar eine feine Schmeichelei, diese Einladung — ein kleines Pflaster auf die Wunde der Hasenjagd auf dem Schlachtfeld von Jena! Prinz Wilhelm von Preußen sitzt ahnungslos neben mir, dem Kaiser . . . Nun feuert, ihr Preußen . . . Wenn die Kugel aus dem Rohr ist, gehört sie dem Teufel! . . . Wenn der Teufel will, trefft ihr meinen Nachbar statt meiner . . . .

Dem Kandidaten Wisselinck hinter seiner Tannenwehr löst sich willenlos der Finger vom Bügel: Die beiden da drüben im Dämmerlicht — das war ein einziges Ziel. Und eine stumme Stimme der Verstörung stöhnte aus seinem Innern heraus an seinem Ohr: Ich kann doch nicht auf den Bruder meines Königs schießen . . .

Und die Stimme wuchs stärker: . . . auf den preußischen Prinzen schießen, den wir selber zum König von Preußen machen wollten . . .

Vorbei . . . der kleine grüne Mann und der Hohenzoller an seiner Seite . . . Rheinbundspreu stiebte hinterher über die Landstraße . . . Welsche Lagerherzöge — schnarchend in seiner Wagenecke der Fürst-Primas von Mainz . . der Würzburger Erzherzog aus Habsburger Stamm . . . Aus der Nacht in die Nacht, die nun schon niedersank . . . Draußen, vor dem Gehölz, auf windumpfiffenem, freiem dunklem Feld hielt der Scholar Sandkuhl. Juel Wisselinck schwang sich auf das Handpferd.

„Viermal hat Gott unseren Anschlag vereitelt!“ sagte er zwischen den Zähnen.

„Was denkt sich der liebe Gott dabei?“ Der andere Ostpreuße warf einen kampflustigen Blick zum dunklen Himmel empor.

„. . . Vielleicht, daß nicht wir einzelnen verzweifelten Kerle es machen sollen, die es immer — auch in den weibischsten Nationen — gegeben hat, sondern alle zusammen — Millionen nebeneinander . . . Europa brodelt schon! Ich bau' auf Österreich! Ich bau' auf das nächste Jahr! Im nächsten Frühjahr sind die Völker reif . . .!“

(Fortsetzung folgt.)

Karneval in Venedig.

Skizze von S. Barinkay.

In Venedig ist „Veglione", Fastnacht, Karneval. Die Stadt mit ihren mauerbrüchigen Palästen, die von so rührender Schönheit sind, die Traumstadt mit ihren melancholischen Kanälen durchströmt ungewohntes, tolles Leben bis in die fernste Lagune, in die elendeste Calle. Als wären sie alle auferstanden, die seit Jahrhunderten auf der Toteninsel eingebettet sind, die unter den marmornen Steinplatten in den herrlichen Kirchen ruhen: die stolzen Dogen und Dogaressen, die kühnen Seefahrer und Helden, die Türken, Griechen, Albanesen, Armenier, Araber und Aethiopier, die vor Zeiten an dieser Küste gelandet sind.

Vom Lido herüber, der Insel, die im Gegensatz zu dem düsteren Venezia so freundlich und voll Blumengärten ist, fährt eine Barke. Sie trägt maskierte Jugend.

Unter den weiblichen Gestalten mit schwarzen Haaren und noch schwärzeren Augen leuchtet eine blonde Erscheinung mit Augen so blau, als wären sie Tupfen vom Frühlingshimmel, mit einem Gesicht, als flössen noch Tropfen alten Germanenblutes durch ihre Adern: Catina, ein Blumenmädchen, das sonst täglich in aller Frühe Blumen vom Lido herüber bringt. Und unter den Jünglingen, lauter Fischern, ist Gian der schönste Bursche und der Verwegenste bei der Arbeit auf dem Meer, der lachend Liebeslieder in das Brüllen des Sturmes zu singen pflegt. Er wurde um seiner wilden Schönheit willen der Liebling der Mädchen, sowie der Liebling des heiligen Theodor, des Schutzpatrons der Fischer, denn nie zieht Gian sein Boot ans Ufer, ohne daß es darin von silbernen Seefischen und rosa Krabben, Tintenfischen, Meerspinnen und Muscheln wimmelt.

Er hat den Arm um Catina geschlungen, und sie küssen sich mit der Natürlichkeit der Südländer nach Herzenslust. Die Zwei lieben sich, sehr zum Verdruß der Mutter des Mädchens, denn sie sagt: er ist ohne Grund wie das Wasser, das sein Schiff trägt, und unzuverlässig wie der Wind, der seine Segel schwellt. Das heißt, er hat nichts, und sein Charakter ist schwankend. Aber die Tochter glaubt das eine nicht, und das andere macht ihr nichts. Die Mutter weiß einen Freier, der auf festem Boden steht und ein gediegener Mann ist; Catina hat taube Ohren.

Die Barke gerät in das Gewühl der Gondeln, unter deren Baldachinen die Vornehmen, bequem in die Kissen zurückgelehnt, das Treiben auf der Riva degli Schiavonni betrachten. Sie gleitet geschickt zwischen ihnen dahin und landet an der Piazetta. Die Insassen springen heraus wie lustige Vögel aus dem Käfig und flattern gleich solchen nach allen Seiten.

Catina und Gian tauchen Hand in Hand unter in die Woge des von einem verzerrten Wahn der Freiheit aufgepeitschten Lebens. Um sie toben die Glücksspiele, schwirren die Gaukler, kreischen die Ausrufer der Buden, klimpern die Tamburine, zittern die Mandolinenklänge, gröhlen die Straßensänger den beliebten Canto del Vesuvio, jauchzen die Birrichini, die Gassenbuben. „Pur Piazza!" bittet Catina. „Dort musiziert eine noble Banda und promenieren die besseren Leute, und wir können vertraulich plaudern. Hier möchten uns die Wilden auseinander reißen!"

„Gut! Nach der Piazza!" antwortet Gian, wirft jedoch einen heißen Blick über die Menschenmenge. Ihm, der das stürmende Meer nicht scheut und das schwere Boot mit leichten Schlägen hindurch lenkt, ihm ist dieser Tumult nicht unangenehm. Er würde mit Wonne durch die flutenden Scharen steuern, doch Catina will nach der Piazza, und sie ist die Gebieterin!

Im Drängen durch die Massen wird ihnen warm. Ein Händler mit Limonate gazosa ist ihnen willkommen. Während Gian durstig trinkt, schiebt sich ein Bajazzo an das Mädchen heran.

„Ehi, ehi!" schreit er und schwingt die Pritsche. „Das ist die blonde Catina vom Lido, die Himmel und Erde um die Schönheit bestohlen hat. Wer kennt sie nicht, die weiße Blume! Komm, ich will dir eine Krone kaufen, die flimmert wie dein Haar. Ich will dir einen Mantel schenken, so azurn wie dein Auge. Ich will dich zu einem Thron führen, der wartet auf dich, du Königin. Evviva!"

Er umfängt sie, wirbelt sie herum und zieht die Widerstrebende mit sich. Sie sind in einer Sekunde im Gewühl verschwunden.

Gian steht mit zusammengekrampften Lippen und will ihr nach. Da betastet ihn eine Hand. „Narrenfreiheit, schöner Fischer! Mein Bruder ist's, der sie entführt hat. Du wirst sie unversehrt zurückerhalten, höchstens, daß er versucht, wie die Küsse eines solch verblaßten Mädchens schmecken. Gib mir deinen Arm und laß uns in dieser lebendigen Brandung schwimmen! Vielleicht bringt sie uns dorthin, wo wir deine vergilbte Blume wieder finden."

Ein Mädchen nimmt ohne Zaudern seinen Arm.

Gian hat sich gewendet und starrt der Schönen in die Augen. Sie sind schwarz wie der Ozean zur Nacht und glänzen wie er, wenn der erste Mondstrahl darüber flirrt. Unter diesen Augen blüht ein blutroter Mund; eine Korallenkette hängt über die üppige Büste bis hinab zur feinen, lockend geschwungenen Hüfte.

„Du bist schön!" stammelt Gian betroffen.

Sie lächelt gnädig. „Ich heiße Giuditta und bin aus Triest. Als wir zu Schiff gingen, um zu eurem Narrenfest herüber zu fahren, glitt mein Liebster aus und brach ein Bein. Ich gab dem Jammernden einen Kuß und schloß mich an meinen Bruder zu, in der Hoffnung, hier einen Galan zu treffen, einen kühnen, feurigen, lustigen, einen so wie dich, schöner Fischer!"

„Du hast kein Herz" sagt Gian verblüfft.

Giuditta lacht belustigt! „Aber Blut, mein Fischleinjäger! Blut! Das weiß Süßeres zu verschenken als ein Herz. Da, du magst's spüren!"

Sie wirft die Arme um seine Schultern wie ein Fangnetz und drückt ihre Karfunkellippen auf seinen verdutzten Mund, wie eine Spinne ihr Opfer fassend, bereit, seinen Verstand, seinen Willen weg zu trinken.

Nach fünf Minuten ist Catina wieder zur Stelle. Sie wußte dem übermütigen Bajazzo zu entwischen, sucht den Geliebten und findet ihn nicht. Sie streicht herum, bis neben der Kuppel von Santa Maria della Salute die Sonne untergeht und ihre letzte, flammende Herrlichkeit über den Canale della Giudecca schüttet, dessen brennender Spiegel ihren Widerschein über das steinerne Spitzenmuster des Dogenpalastes zaubert, die kalkweißen Bajazzogesichter erglühen macht, die Maskengewänder in Königskleider umwandelt. Das Geschrei des Umzuges, die Jubelorgie, als Prinz Karneval dem Feuertod überliefert wird, fassen Catinas Ohren nicht. Sie hat nur Augen, sehende, die nicht sehen, was sie sehen möchten.

„Verloren für heute!" denkt sie und fährt betrübt auf dem Dampfer nach der Insel. —

Die erste Maihitze flimmert um die Dächer, um das mächtige Viergespann auf San Marco, um die goldene Erdkugel, die das Zollamt am Eingang des Canale grande krönt. Zu einem der schlummernden Gondoliére tritt ein Mann und verlangt, zum Lido befördert zu werden. Ein Mann, etwa wie ein verwilderter Matrose anmutend, mit unordentlichem Bart um die Wangen, mit ausgeglühten Augenhöhlen, mit den Merkzeichen erschöpfter Leidenschaften im Gesicht. Eine Rose dreht er in den braunen Händen. Schwerfällig setzt er sich auf die Bank unter dem sonngebleichten Leinendach und starrt mit Blicken, in denen immer mehr eine Hoffnung aufleuchtet, nach der Badeinsel.

Als sie die Isola San Giorgio im Rücken haben, nähert sich eine blumenüberspponnene Hochzeitsbarke. Der Fremde richtet den Kopf nach ihr. „Wißt Ihr, wer da Hochzeit hält?" fragt er den Führer.

„O ja! Ein Blumenmädchen, Catina Boni, heiratet einen Kaufmann und wird es gut haben, denn er ist ein braver Mann mit einem schönen Geschäft. Lange wollte sie von ihm nichts wissen und hängte sich an einen armseligen Fischer; es war ein schöner Kerl, doch von so unsicherer Art wie sein Gewerbe. Er wurde ihr mit einem fremden Schneidermädchen untreu und kam nicht wieder. Nun ist sie vernünftig geworden und der Zauber von ihr gefallen."

Der Mann hat sich erhoben und sieht nach der Barke hin. Das Gesicht der Braut schwebt vorbei, blond und zart, mit einem halben Glückslächeln um den Mund.

Die Hoffnung in seinen Augen verglimmt. „Verloren — für immer!" sagt er leise und läßt die Rose ins Meer fallen.

Ein Nachtlager auf goldenem Boden.

Eine ägyptische Reise von Artur Heye.

Eines Abends saß ich müde vom Herumstreifen und Photographieren der Ruinen von Karnak auf der Terrasse des Winter-Palace-Hotels in Luxor, trank meinen Kaffee und blickte auf die Felsenberge der arabischen Wüste, die im Sonnenuntergang Farben annahmen und in den Fluten des heiligen Stromes widerspiegelten, wie sie auch die verwegenste Ansichtspostkarte nicht riskiert. Mein kleiner beduinischer Diener Mohamed war soeben zurückgekommen, eine zornige Falte auf seiner bronzenen, klaren Kinderstirn, und hatte berichtet, daß er den „Söhnen von blutsaugenden Flöhen", den Eselsjungen, die uns morgen nach dem Tal der Königsgräber bringen sollten, nur die Hälfte des geforderten Preises hatte abhandeln können. „Trotz so vieler Worte wie die Wüste Steine hat!"

Nun saß er mit an meinem Tischchen, füllte die fingerhutgroße Tasse mit Zucker und goß ein paar Tropfen Kaffee darauf. Auf einem Stuhle, anstatt auf dem Boden zu sitzen,

mit Messer und Gabel zu essen, anstatt mit den Fingern, ein Taschentuch zu benutzen, statt in der Nase zu bohren und dann zwischen zwei Fingern durchzuschneuzen, und einen kurzhosigen Khakianzug mit Grazie zu tragen, statt seiner nie gewaschenen und nie entvölkerten Beduinenlumpen, hatte er rasch gelernt. Und manches andere, weniger Sichtbare dazu. Nur von seinem Kuffije, dem heimischen Kopftuch, hatte er sich nicht zu Gunsten des landesüblichen Tarbusch trennen können, aber vor Freude einen Oberkellner und zwei alte englische Geistliche im Hotel Sheppard beinahe umgerissen, als ich ihm ein neues, grau und blaßrot gefärbtes, aus Seide gekauft hatte. Er stellte ein solches Bild von untadeliger und jugendlicher Schönheit dar, daß ich mich nicht sehr wunderte, als jetzt eine ältere englische Dame resolut auf meinen Tisch zu marschiert kam und um die Erlaubnis bat, „that wonderful boy" zu porträtieren. Es müßte allerdings sogleich sein, denn sie wollte morgen früh zu ihrem Schwiegersohne nach dem Tal der Könige hinüber. Ob ich so gut sein wollte, „ihn sitzen zu machen". Dabei hatte sie bereits das Skizzenbuch auf den Knien und ein über den Bleistift visierendes Auge auf Mo. Ich griff geschwind zu und erwischte ihn gerade noch beim Jackenzipfel — ich kannte schon seine Neigung fürs Abgebildetwerden. Sie redete auch ihrerseits freundlich auf ihn ein und war gut britischerweise schon mehr entrüstet als erstaunt, daß er kein Englisch verstand.

„Komm, sitz' still und mach nicht so böse Augen! Ist es denn so schrecklich?" fragte ich.

„Ayowa, ya Bu!" antwortete er prompt und legte, als wenn ihn die Sonne blendete, die Hand vor die Augen.

Da aber erstarrten für eine bange Minute die Vergißmeinnichtaugen im Gesicht und der Bleistift in der Hand der Lady.

„Oh, es ist Ihr Sohn? Er sagt „Bu" zu Ihnen, das ist Vater, ist es nicht?"

Ich fuhr gleich unter den Tisch und hob etwas auf, was gar nicht da war. Dann war ich wieder ernsthaft genug, um ihr zu bestätigen, daß sie ganz gut arabisch verstünde: „Bu" bedeutet Vater, aber es bedeutet nicht, daß ich der seinige wäre. Schon der Farbe wegen sei's nicht möglich. Aber er hätte, als ich ihn in verkürzter Form Mo statt Mohamed zu rufen begann, wohl zwanzigmal die Lippen geöffnet und sich einundzwanzigmal wieder draufgebissen, ehe er die Frage heraus hatte, ob er meinen arabischen Namen Abu Kitab verkürzen dürfe zu „Bu". Daß in diesem von ihm angewandten „Bu" ein Doppelsinn lag, der mich ein wenig froh machte, unterbreitete ich ihr nicht besonders.

Sie zeichnete drauf los, was das Zeug hielt, denn in ein paar Minuten war es mit dem Tageslicht vorbei, und als ich beiläufig erwähnte, daß ich morgen früh ebenfalls nach dem Tal hinüber, und gleich bis zum andern Tage drüben bleiben wollte, um zu photographieren, entschied sie: „Well, so können wir zusammengehen, und ein Zelt brauchen Sie nicht mitzunehmen, denn mein Schwiegersohn hat genug drüben und wird Ihnen eins leihen. Er macht Ausgrabungen dort herum. Mister Carter, kennen Sie ihn?"

Ich kannte ihn nicht — wer kannte 1913 diesen Namen! Aber sein Zelt gedachte ich sparsamerweise zu benutzen, und Mo war es eine Entschädigung für das Sitzenmüssen, die zwei unverschämtesten der „Söhne von blutsaugenden Flöhen" mit wenigen, aber sorgfältig zugespitzten Worten zu bedeuten, daß wir ihre Dienste nunmehr nicht benötigen.

Bei Sonnenaufgang setzten wir über den Strom, ein leichter, von zartem, warmen Rot getönter Nebel lagerte über seinen raschfließenden Wassern, mitten aus üppiggrünem weitgedehnten Fruchtland erhoben sich, von der niederen Sonne plastisch beleuchtet, die zwanzig Meter hohen Riesengestalten der Memnonskolosse, die in Wirklichkeit Statuen von König Amenophis dem Dritten darstellen. Über ihre gewaltigen Köpfe schauten die scharfen, strengen Züge des Wüstengebirges herab, zerfurchte, nackte Felsen, ausgebrannte sanderfüllte Täler, Halden von lawinenartig herabgeströmtem zertrümmerten Gestein, in weißen, gelben, braunen Farben hart nebeneinandergesetzt. Über endlosen, blaugrünen Zuckerrohrfeldern zitterte der schrille Gesang fronender Fellachen — sie fronen und singen schon sechstausend Jahre, ehemals für feierliche Despoten, heutzutage für unfeierliche Kapitalisten. Es kam mir in den Kopf, etwas derartiges zu meiner Begleiterin zu bemerken. Sie sah mich mit ihrem hellblauen Blick an und öffnete den Mund, und ich duckte mich unwillkürlich vor der Banalität, die da kommen würde. Aber es kam recht Unerwartetes.

„Well, auch Sie denken also etwas bei dem, was Sie sehen —? Nun, ich kann Ihnen nur sagen, daß ich froh bin, alt zu sein. Ich habe mich zuhause viel um die gekümmert, die drunten sind, und ich denke, daß es kaum noch sechstausend Tage mehr sein werden, bis sie Rechenschaft fordern von uns, die wir droben sind —!"

Ich dachte still darüber nach, wie sehr man sich in einer resoluten und ein bischen putzigen alten Dame täuschen kann, und ich war noch dabei, als uns die wilde, tote, schauerliche Öde des Tales der Königsgräber aufgenommen hatte. Stilgefühl war diesen alten Pharaonen nicht abzusprechen, sie hatten es im Tode noch ebenso bewiesen wie im Leben, eine ewige Ruhestätte von noch unbedingterer Abgeschiedenheit, noch lebloserer finsterer Erhabenheit wäre nicht auffindbar und kaum vorstellbar gewesen.

Hinter einer Krümmung verschwanden eben ein paar Herren in weißen Hüten, die Lady erhob ein stimmkräftiges Hallorufen und aufgeregtes Sonnenschirmschwenken, und als beides nichts half, setzte sie ihren Grauen in einen wilden Galopp und verschwand in einer Staubwolke. Und Mo und ich sofort im Grabe Ramses des Ersten — ich mußte die kurze Zeit ausnutzen, in der die Sonne noch schräg in die Grüfte fiel. Sie wurde auch ausgenutzt, zum Photographieren wie zum Betrachten, obschon ich das Letzte hier schon vor zwei Jahren einmal fleißig geübt hatte. Aber wer ein wenig Liebe und ein klein wenig Verständnis für diese Dinge hat, der kann zehnmal wiederkommen, und er wird sich immer wieder in neue reizvolle Einzelheiten des Lebens einer versunkenen Zeit vertiefen, die in Gestalt von zehntausend buntfarbigen oder vergoldeten Bildern und Hieroglyphen in das Labyrinth dieser heißen dunklen Felsengänge eingegraben sind und auf den Beschauer so neu und farbenprächtig herunterleuchten, als hätten Maler und Bildhauer erst gestern die Hände niedergelegt von ihrem Werk.

Ich traf die alte Dame erst am Nachmittag im Grabe Amenophis des Dritten wieder, und zwar in sympathischer Entrüstung über die grauenhaft nüchterne elektrische Nachtlampe, die man neuerdings oberhalb des Gesichtes der Königsmumie installiert hatte. Sie sagte mir, daß ihr Schwiegersohn bereits wieder zu seiner Arbeit nach Der el Bahri, jenseits des Bergkammes zurückgekehrt wäre, aber ein Zelt für mich dagelassen hätte. Es läge beim Grabe Ramses des Sechsten. Mister Carter würde es morgen früh dann wieder hinüber holen lassen, und sie selber hoffte, mich und meinen Boy noch einmal da drüben in Luxor zu treffen. „Haben Sie übrigens auch Decken genug mitgebracht? Es wird kühl hier bei Nacht und der Kleine könnte sich erkälten. Ich würde auf alle Fälle noch zwei herüberschicken!"

Damit entschwand diese prächtige alte Frau meinen Augen, ich kam nicht nach Der el Bahri und sie am übernächsten Tag nicht nach Luxor und somit habe ich sie nicht wiedergesehen.

Mo übernahm es zusammen mit den Eseljungen, das Zelt irgendwo aufzubauen, und ich stieg noch ein bischen auf den Berg hinauf und schaute auf die verschwimmende Ebene und den goldflüssigen Strom und die farbiglühenden Riesentempel von Karnak hinüber, und kam erst bei beginnender Dunkelheit wieder hinab.

Sie hatten das Zelt auf einem Geröllhaufen oberhalb von Ramses des Sechsten Grab aufgebaut, und wir schliefen gut, traum- und ahnungslos darin. **Neun Jahre später, 1922, fand Carter unter diesem selben Schutthaufen das Grab Tutenchamuns — am 4. November, meinem Geburtstage.**

Bunte Chronik

* **Wie amerikanische Zeitungen werben.** Eine neu gegründete amerikanische Zeitschrift wirbt auf eine recht eigenartige Weise um die Gunst des Publikums: „Wenn Sie oft Kopfschmerzen haben, stark husten, häufig ohnmächtig werden, so sind dies Erscheinungen, welche Sie nachdenklich stimmen müßten. Sie sind dann wohl schwer krank und werden nicht mehr allzu lange leben! Da empfehlen wir Ihnen, unverzüglich unsere interessante Wochenschrift zu bestellen. Über jeden Jahresabonnenten veröffentlichen wir nach seinem Ableben einen garantiert rührenden Nachruf!" — Eine recht gemütliche Reklame, das muß man schon sagen. Die Grundidee stammt von dem französischen Politiker und Romanschriftsteller Maurice Barrès. Am Erscheinungstage der ersten Nummer seiner Zeitschrift fand in Paris die Hinrichtung eines Massenmörders statt. Da ließ der geschäftstüchtige Franzose Flugzettel mit dem Bilde des Hingerichteten und folgender Randbemerkung drucken: „Dieser Bedauernswürdige kann die neue Zeitung nicht mehr lesen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.